

DON RICHARDSON

HERREN DER ERDE

GÖTTERANGST UND MENSCHENOPFER IN NEUGUINEA



Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

1. Auflage 2018 (CLV)

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel »Lords of the Earth«,
© by Don Richardson

© der deutschen Ausgabe 2018 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
CLV im Internet: www.clv.de
(früher erschienen im Verlag der Liebenzeller Mission)

Das Gedicht »Wenn ...« von Rudyard Kipling wurde
mit freundlicher Genehmigung des Verlags entnommen
aus Band III der Gesammelten Werke, © by Paul List Verlag, München

Übersetzung: Litera/Köpl
Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Bildnachweis: Stan Dale, Bruno de Leeuw, Phil Masters, Phyliss Masters, John Wilson
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256366
ISBN 978-3-86699-366-2

Für meine – zwar menschlichen,
dennoch auf reizvolle Weise ungewöhnlichen –
Mitarbeiter, die den Bewohnern
des östlichen Hochlandes von Irian Jaya
ihr Leben, ihre Liebe und ihre Arbeit schenkten.

Für diejenigen, die mir gestatteten,
ihre Geschichte frei und offen zu berichten.
Und für alle, die dieses Werk weiterführen.

INHALT

Vorwort	9
Einführung	11
Teil I – Die Welt mit den drei Umgrenzungen	15
Der Tag, als der Himmel einstürzte	17
Der Überfall	48
Angst vor dem Kulamong	66
Lösung nach Yali-Art	76
Das Omen	86
Die Rebellion	94
Teil II – Jenseits des Gebirgskamms	103
Der Schwächling	105
Die gnadenlose Minute	130
Verlorenes ...	148
Hinter den Bergketten	159
Teil III – Der Stützpunkt jenseits der Bergkämme	205
Ein einsamer Platz zum Sterben	207
Noch ein Zuhörer	216
Prüfungen einer Familie	241
Entdeckungsreisen	254
Die jungen Ersatztruppen	271
Der Konflikt	292
Im Wikboon-Kessel	325

Teil IV – Triumph hinter dem Gebirgsrand	371
Schüsse im Seng-Tal	373
Das unerwartete Eingreifen	391
Ein Kind soll sie führen	411
Nachwort	428
Bibliografie	431

VORWORT

Die Namen einiger Yali-Gestalten in diesem Buch wurden gekürzt oder abgeändert, damit man sie leichter aussprechen und behalten kann.

Die Ereignisse in Teil I – »Die Welt mit den drei Umgrenzungen« – sind selbstverständlich ohne Datumsangaben, so wie sie mir von Yali-Gewährleuten erzählt wurden, denn die Yali besaßen kein System der Datierung. Ich habe mir deshalb einige Freiheit genommen, diese Ereignisse in eine chronologische Ordnung zu bringen, die dem Leser die kulturelle Bedeutung verständlicher macht. In einigen Fällen wurden Gedächtnislücken meiner Informanten hinsichtlich bestimmter Personen oder Ereignisse mit kulturspezifischem Material von anderen Personen oder Geschehnissen der Yali ausgefüllt.

Mein herzlicher Dank gebührt:

Meinen Yali-Freunden Foliek, Sar, Dongla, Luliap, Yemu, Earielik, Latowen, Aralek, Suwi, Emeroho, Engehap, Kusaho, Nalimo und anderen für die faszinierenden Angaben über Kultur und Geschichte der Yali.

Meinem langjährigen Freund und Mitarbeiter Tuangen, einem der fünf mutigen Dani, die bei Stan und Bruno blieben, bis der Landstreifen von Ninia fertig war. Ihm verdanke ich die historischen Einzelheiten über diesen gefährlichen ersten Vorstoß ins Heluk-Tal.

Meinem schottischen Mitbruder John Wilson, dessen hervorragende Kenntnis der Yali-Sprache meine wichtigste Verbindungsbrücke zum Yali-Volk war; er führte mich auch an die Schauplätze zahlreicher hier berichteter Ereignisse.

Johns Frau Gloria sowie Art und Carol Clarke für ihre lebenswürdige Gastfreundschaft während der Nachforschungen in Ninia.

Stan Dales Schwestern, Sadie Murley und Elaine Cook, sowie Alex Gilchrist, Ted Hoeld und Lindsey und Claire Slade für die Mitteilung ihrer Erinnerungen an Stan Dales Jugend und frühe Dienstjahre.

Pat Dale, die mir ihre und ihres Gatten Tagebücher und Notizen zur Verfügung stellte.

Phyliss Masters für die Mitteilung ihrer Erinnerungen an Phil¹ und die erste Zeit in Korupoon.

Bruno und Marlys de Leeuw sowie Costas und Alky Macris für ihre Erinnerungen an die erste Zeit des Kampfes im Heluk. Don und Alice Gibbons, Gordon und Peggy Larson² sowie John und Helen Ellenburger für Hintergrundmaterial über die geistliche Bewegung unter den Stammesangehörigen der Damal und Dani. Meiner Frau Carol und Barbara Willis für die vielen Stunden, die sie mit dem Schreiben des Manuskripts zubrachten.

Anmerkung des Verlags

Wir haben uns entschieden, die in der amerikanischen Originalausgabe sowie der deutschen Erstübersetzung verwendete Bezeichnung »Irian Jaya« für Westneuguinea (den indonesisch verwalteten Teil der Insel Neuguinea) beizubehalten, da sie die politischen Verhältnisse zurzeit der Abfassung widerspiegelt. Heute ist Westneuguinea in die indonesischen Provinzen Papua und Westpapua aufgeteilt.

1 *Philipp Jesse Masters* (geb. 1932) starb schließlich zusammen mit *Stanley Albert Dale* den Märtyrertod im Wikboon-Kessel des Seng-Tals am 25. September 1968 (siehe Kapitel »Im Wikboon-Kessel«).

2 Die Erfahrungen der C&MA (Christian and Missionary Alliance)-Missionare *Don und Alice Gibbons* und *Gordon und Peggy Larson* bei der Mission der *Danli* und der *Damal* sind u. a. beschrieben in: Joseph F. Conley, *Drumbeats That Changed the World. A History of The Regions Beyond Missionary Union and The West Indies Mission 1873–1999* (561 S.), Pasadena (William Carey Library) 2000.

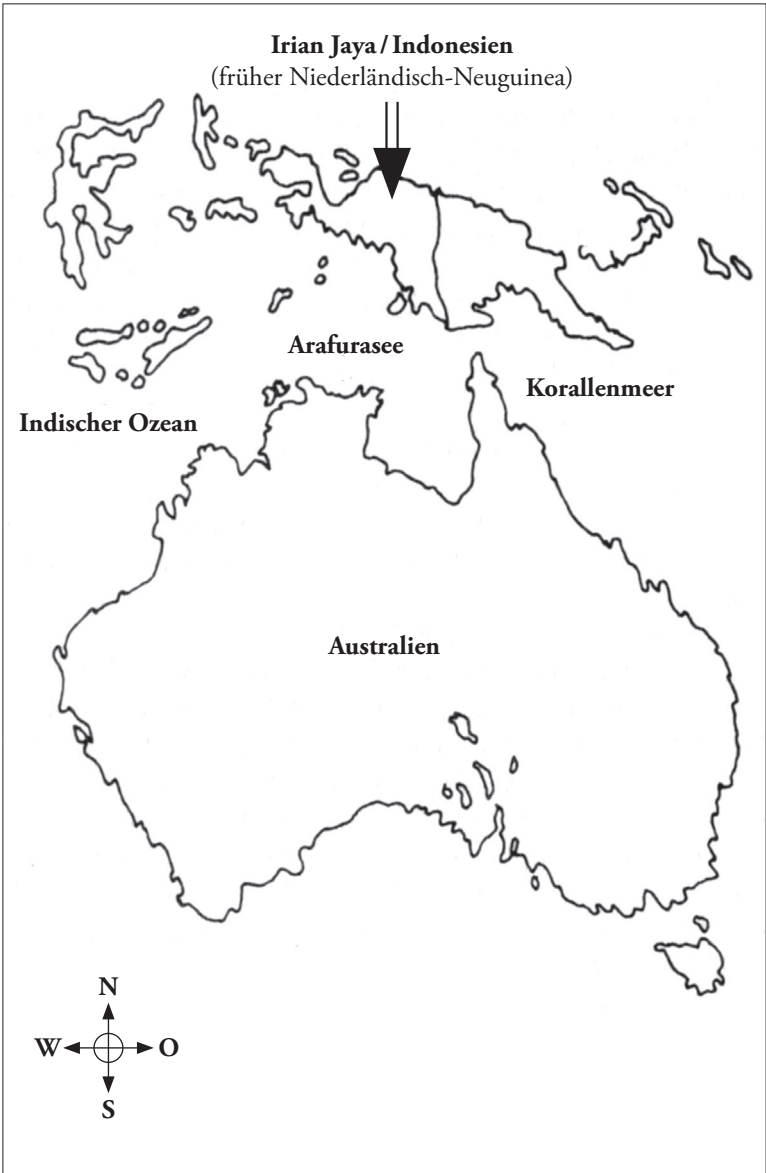
EINFÜHRUNG

Die Yali, Kannibalen ganz besonderer Art, Meister des Dschungelkriegs, die so lange weiterschießen, bis die Pfeile »so dicht wie Schilf in einem Sumpf« im Leib ihres Opfers stecken. Die Yali, schwarze Dämonen, die von einer aus Schweinefett und Ruß bestehenden »Kosmetik« glänzen, mit unzähligen Metern von Palmschilf, das wie Draht um eine Magnetspule um ihren Körper gewickelt ist, mit einem Penischutz, der wie ein Klüverbaum vorsteht und ihre Männlichkeit zur Schau stellt.

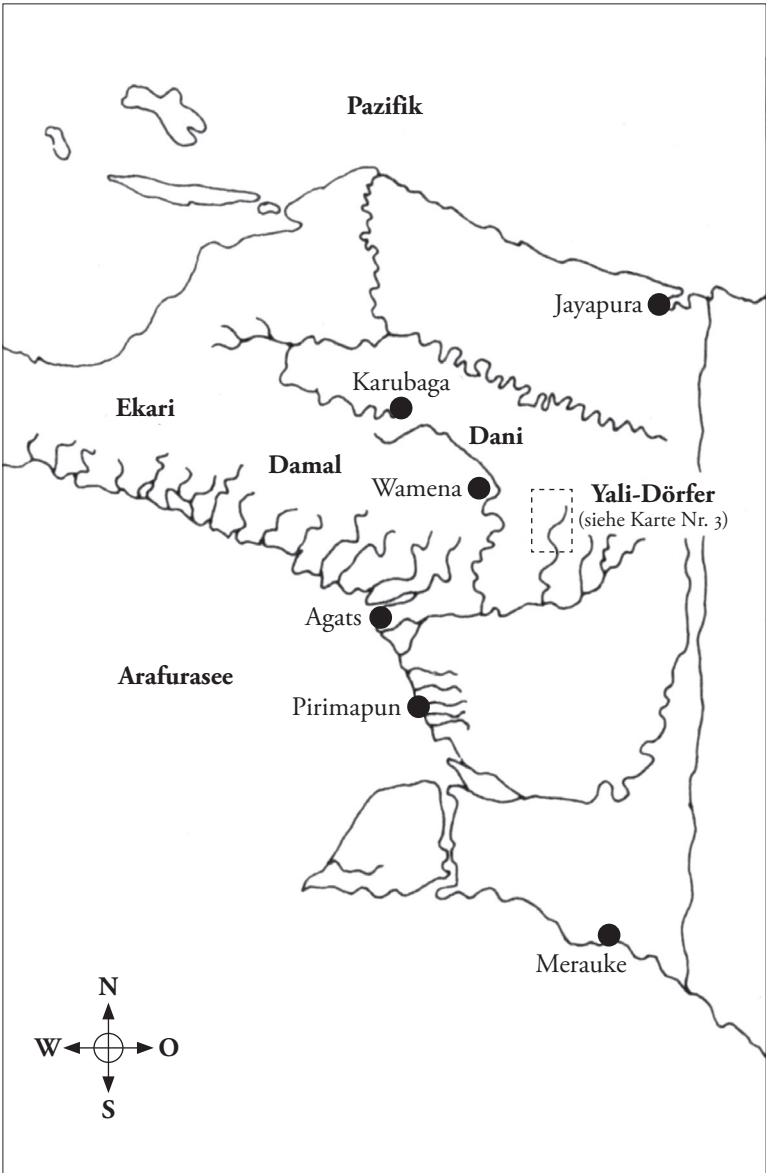
Sie nennen sich selbst »Männer der Macht ... Herren der Erde«, denn in ihren fernen, von Bergen umgebenen Tälern stellte niemand ihre Herrschaft infrage. Im Bund mit den *kembu*-Geistern beugten sich die Yali-Männer vor niemandem, und sie brauchten auch nichts.

Oder vielleicht doch?

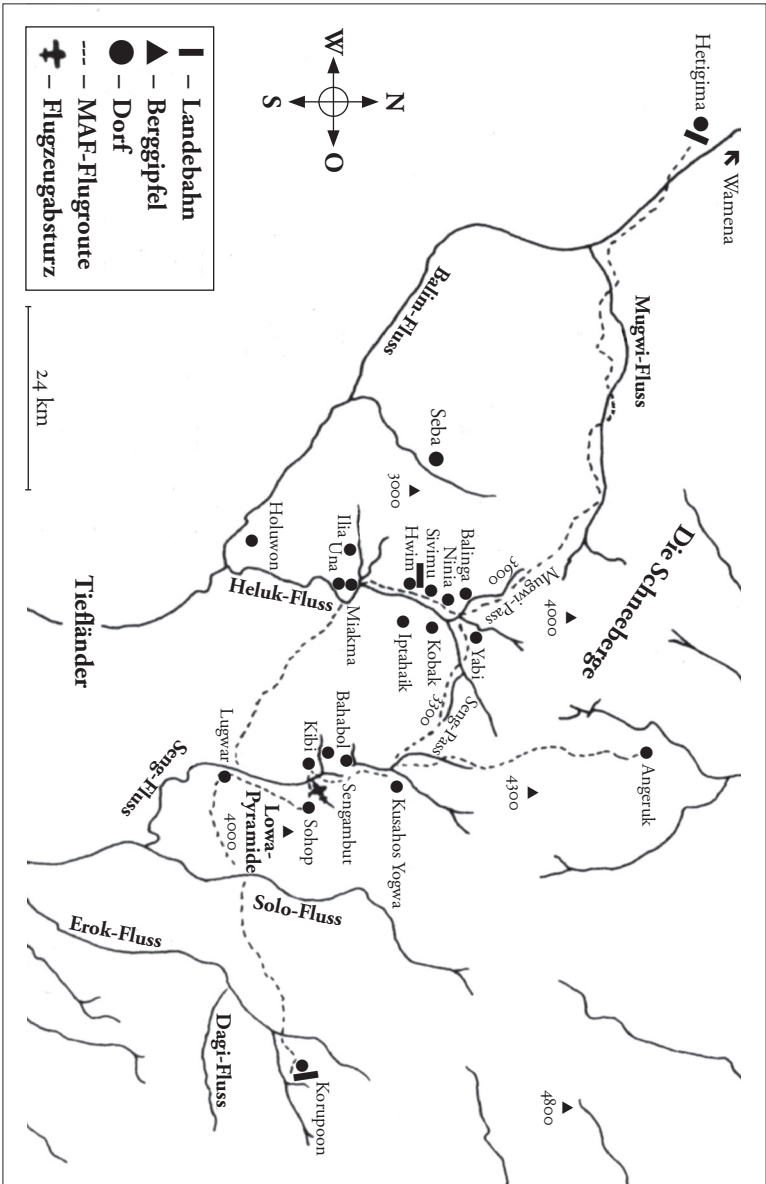
Der wettergegerbte missionarische Vorkämpfer Stan Dale und der sanfte Holland-Kanadier Bruno de Leeuw glaubten, dass die Yali das Evangelium von Jesus von Nazareth brauchten. Angefeuert und getragen von ihrem Glauben betraten Bruno und Stan das Heluk-Tal, wohin ihnen später Stans Frau Pat und ihre vier Kinder folgten. Weder Stan noch Bruno träumten auch nur im Entferntesten davon, wie vielschichtig ihre Mission wirklich war. Und sie ließen sich auch nicht träumen, welch grauenvolle Gefahren auf sie lauerten.



Karte Nr. 1: Irian Jaya im Verhältnis zu Australien



Karte Nr. 2: Irian Jaya (früher Niederländisch-Neuguinea)



Karte Nr. 3: Die Welt mit den drei Rändern

TEIL I
DIE WELT MIT DEN DREI UMGRENZUNGEN

DER TAG, ALS DER HIMMEL EINSTÜRZTE

Kugwarak startete in den grauen Abgrund wie ein finsterner Wasserspeier. Buschige Brauen, die durch feine Nebeltröpfchen noch buschiger wirkten, überschatteten die schwarzen Augenhöhlen. Hautfalten, denen die Muskeln der Jugend fehlten, hingen über seine eingefallene Brust wie die Brustwarzen einer alten Frau. Trotz seines Alters kauerte er in einer seltsam fötalen Stellung auf seinen Fersen, die Arme um die Knie geschlungen, das Kinn auf dem knöchigen Handgelenk ruhend.

Kugwarak schauderte.

Hoch über ihm türmten sich die schwarzen Zinnen der Schneeberge von Niederländisch-Neuguinea drohend gegen die Morgendämmerung und ließen Kugwaraks Welt winzig erscheinen. Weit unten, kaum wahrnehmbar durch mehr als dreihundert Meter Nebel hindurch, schäumte der Heluk-Fluss durch eine chaotische Schlucht. Sein Donnern stieg und fiel mit dem Wind, wie der Puls der Zeit selbst.

Kugwarak schauderte wieder und blickte nach der Sonne. An ihrer Stelle tauchte ein lebhafter brauner Cherub aus dem Nebel auf und rannte zu ihm hin – Nindik, seine Enkelin. Bekleidet war sie nur mit einem knappen Schilfgrasröckchen. In den Händen trug sie zwei frisch gekochte Yams-Wurzeln. Die größere gab sie ihrem Großvater, sie selbst aß die kleinere samt der aschenverkrusteten Haut und allem anderen. Kugwarak hätte sie gescholten, wenn sie die Haut weggeworfen hätte.

Dann lehnte sie sich warm an Kugwaraks zitternden Körper und begann, Läuse von seinem kahler werdenden Schädel zu sammeln, die sie als Dessert zwischen ihren Zähnen zerknackte. Ihr Lachen umfloss ihn wie ein Bächlein den Stein. Da fiel der erste Sonnen-

strahl nieder und hüllte den alten Mann und das Kind in ein sanftes, goldenes Licht.

Bald brannte das volle Sonnenlicht auf sie nieder und schluckte den Nebel auf.

Schräg gegen eine Kuppe lehnte hinter ihnen die Behausung des alten Mannes, eine arg baufällige *yogwa*, eine Männerhütte des Yali-Stammes. Sie war rund angelegt, mit Wänden aus steinbehaue- nen Brettern und einem kegelförmigen Dach aus drei Meter lan- gen Pandanuswedeln³. Vom Dachgipfel aus ragte eine einzelne höl- zerne Spitze in den Himmel. Rauch aus der letzten Aschenglut von Kugwaraks nächtlichem Feuer kräuselte sich durch tausend Ritzen.

Nindik vernahm Schritte und blickte auf. Jenseits der *yogwa* zeichnete sich eine mächtige Gestalt im Nebel ab. Nindik wandte sich um und floh; ihr winziges Schilfgrasröckchen flappte hinter ihr her.

Die Gestalt näherte sich ihrem Großvater.

Kugwarak, der noch auf dem letzten Rest seiner Yams-Wurzel kaute, verdrehte den Hals und blickte zu dem Mann auf, der sich hinter ihm aufgepflanzt hatte. Nun wusste er, warum das kleine Mädchen geflüchtet war. Nicht nur das kleine Mädchen, selbst mancher erfahrene Krieger würde nicht zögern, dem Mann Platz zu machen, der nun auf ihn niedergrinste.

Selambo!

Glänzend eingesalbt mit Schweinefett und Ruß, bildete Selambo die lebende Idealfigur eines Geschichtenerzählers der Yali – »ein Mann, dessen Leber trocken ist«. Kühl und selbstsicher konnte Se- lambo einen stahlharten Beschluss mit sich herumtragen und ihn erst im geeigneten Augenblick offenlegen. Mit der leidenschafts-

3 Die *Schraubenbäume* (*Pandanus*), auch *Schraubenpalmen* oder *Pandane* genannt, sind eine Pflanzengattung aus der Familie der Schraubenbaumgewächse (*Pandanaceae*) in der Ordnung der Schraubenbaumartigen (*Pandanales*). Sie haben eine paläotropische Verbreitung. Schraubenbaum-Arten wachsen als immergrüne, baum- oder strauchförmige, ausdauernde Pflanzen. Sie besitzen einfache oder verzweigte Stämme und manchmal Luftwurzeln. Die in dreifacher Spirale stehenden Laubblätter sind groß, einfach, lineal, am Rand und an der Mittelrippe dornig.

losen Distanziertheit eines Gottes konnte er töten oder Leben schonen.

Selambos blutunterlaufene Augen glühten wie Kohlen. Sein von Schweinefett starrendes Haar hing in Strähnen herum und fiel ihm fast über das Gesicht. Bänder, die mit den weißen Schalen von Kaurie-Muscheln besetzt waren, glänzten wie das widersinnige Bild eines Heiligenscheins um seine Schläfen. Aus der gespaltenen Nasenscheidewand sprangen drohend die gekrümmten Enden eines Wildschweinhauers vor.

Er ging an Kugwarak vorbei; seine Hüftmuskeln waren glatt, die nackten Gesäßmuskeln dick, aber fest. Dann wandte er sich dem alten Mann zu, den Rumpf mit dem fassförmigen Brustkorb eitel vorgebeugt, um die von den Yali bewunderte Haltung des zurückschwingenden Rückens zu erzielen. Wie alle mannbaren Yali-Männer trug Selambo einen aus einem langen, getrockneten gelben Kürbis geschnittenen Penisschutz, der mit einem Stück Faden an seiner Taille befestigt war und nach oben stand, um so seine Sexualität augenfällig zu betonen.

»*Halabok!*«, rief Selambo und beugte sich vor, um den alten Mann unter dem Kinn zu kratzen. *Halabok*, ein typischer skatologischer⁴ Gruß der Yali, bedeutet einfach: »Ich preise selbst deine Exkreme!« Damit soll ausgedrückt werden: »Wenn mir schon das Unangenehmste an dir zusagt, dann stell dir vor, wie sehr ich deine guten Seiten schätze!«

Kugwarak antwortete noch zärtlicher: »*Hai bisoksok!*« Die Übersetzung dieses Grußes würde Besuchern aus Stämmen, deren Sprache keine skatologischen Grußformen kennt, Übelkeit verursachen. Die meisten Fremden lernen die Bedeutung der Yali-Grußformen nie und sprechen sie rein mechanisch nach, was ihrem Magen weit besser bekommt.

⁴ *Skatologie, skatologisch* [von altgriech. *skôr, skatós* = Kot]: Kot, Exkreme, Fäkalien oder den Anus betreffend, bzw. Fäkalausdrücke in der Sprache verwendend.

Mit seinem seltsam entwaffnenden Lächeln fasste Kugwarak die Unterarme von Selambo, als jener sich vor ihm niederkauerte. Die beiden Männer schwatzten freundschaftlich, während sich um sie herum der Nebel hob und einen Hügelstreifen freigab, der mit Dutzenden anderer *yogwas* besetzt war, die meisten in besserer Verfassung als die von Kugwarak. Um die *yogwas* gruppierte sich die gleiche Zahl kleinerer Behausungen, die *homias* – Frauenhütten – genannt wurden.

»Erzähle mir etwas vom kürzlichen Schweinefest in Ombok!« Fliegen wippten auf Kugwaraks grauem Bart, als er sprach.

»Es war ein seltsames Fest«, meinte Selambo mit einem schlaun Lächeln. »Wir waren eben damit fertig, einen neuen Rachefetisch im Hause der *dokwi*-Geister zu weihen, als« – Selambo blickte sich um, wie um sicherzugehen, dass niemand horchte – »als mein Freund Buli aus Ombok mir ein Stück rohes Schweinefleisch gab und sagte: ›Schneide es für diese Männer zum Kochen auf.‹

Ich nahm ein Stück scharfkantigen Bambus und begann zu schneiden, aber die Klinge traf in der Mitte auf irgendetwas. Ich sagte zu mir: ›In diesem Fleisch ist kein Knochen; warum kann ich dann nicht durchschneiden?‹ Ich sah innen nach, und rate, was ich da fand?«

»Eine Pfeilspitze aus Bambus«, kicherte Kugwarak mit wissendem Seitenblick.

»Ich blickte zu Buli auf und sah, wie er mich aus dem Augenwinkel beobachtete.«

»Natürlich«, warf der alte Mann ein.

»Dann bemerkte ich, dass Buli ähnliche Stücke Schweinefleisch an Männer aus anderen Dörfern zum Schneiden gegeben hatte. Ich saß und beobachtete, wie einer nach dem anderen die gleiche Entdeckung machte wie ich. Buli hatte in jedem Stück eine Pfeilspitze versteckt.«

»So wurdet ihr alle verpflichtet, mit ihm an einem Überfall teilzunehmen!«

»Ja! Wir wurden ganz still, als wir das erkannten. Dann legte Buli seinen Plan vor ...«

Aus spitzgiebeligen *yogwas* und *homias* kräuselte sich Rauch um Nindik, als sie heimwärts rannte. An allen Enden erwachte das Dorf zum Leben, das den Namen Hwim trug. Frauen mit Kindern auf dem Rücken und Grabstöcken in der Hand machten sich auf den Weg zur Arbeit in den Yams-Gärten unterhalb der Siedlung. Junge Burschen übten sich mit Miniaturspeeren, die sie durch hochgeschleuderte Schlingen aus Palmschilf warfen. Männer kauerten vor ihren *yogwas*, und wie ein böses Vorzeichen banden sie Bambuspfeilspitzen an Stücke von weißem Rohr.

Hwims Schwesterdorf, Sivimu, das sich den niedrigeren Berg Rücken entlang nach Norden hinzog, empfing das Morgenlicht auf hundert kegelförmigen Dächern. Zwischen den beiden Zwillingdörfern ragten auf einem einzelnen Hügel mit Namen Yarino zwei grimmige Bauten in die Luft, die in Höhe und Umfang die übliche Yali-Behausung fast um das Doppelte übertrafen. Dies waren ganz besondere *yogwas*; jede war einer der beiden von den Yali anerkannten Arten von Geistern gewidmet.

Die etwas tiefer stehende *yogwa* bildete ein Museum von geheiligten Gegenständen, die den *dokwi*-Geistern der im Krieg umgekommenen Ahnen gewidmet waren; Geistern, die beständig die Lebenden aufstachelten, ihren Tod zu rächen. Diese *yogwa* wurde daher in der Yali-Sprache als *dokwi-vam* – Haus der *dokwi* – bezeichnet.

Der zweite Bau, der vom höchsten Punkt des Hügels aufragte, war der Tempel der *kembu* – nichtmenschlicher Geister, die den Kosmos der Yali beherrschten. Hinter dem Tempel lag ein Hain aus heiligen Pandanus und Kiefern und ein geweihter Garten, dessen Erzeugnisse nur von »Männern des Wissens« gegessen werden konnten, einer auserwählten Gruppe älterer Männer, die allein all die gefürchteten Geheimnisse von Leben und Tod kannten.

Eine gewundene Mauer aus gezackten weißen Steinen umgab Tempel, Hain und Garten und hob ihre Bedeutung noch hervor. Die Mauer und der Ort, den sie umschloss, war den Yali als *dokwi*, »heiliger Platz«, bekannt. Und so war, länger als jeder lebende Yali zurückdenken konnte, der Hügel Yarino und das ihn krönende *kembu-vam* das Zentrum des religiösen Lebens von Hwim und Sivimu und den dazugehörigen umliegenden Siedlungen gewesen.

Nur einmal in jeder Generation wurde das *kembu-vam* neu gebaut und die es umgebende Steinmauer wieder hergerichtet. Kugwarak, Nindik nun alternder Großvater, und sein Schützling Marik waren die letzten der Alten, die das *kembu-vam* neu errichtet und die Steinmauer in Ordnung gebracht hatten. Das war vor Jahren gewesen, als Kugwarak noch in der Blüte seiner Jahre stand. Seit dieser Zeit nannten die Männer von Hwim und Sivimu den Hügel Yarino respektvoll »Kugwaraks und Mariks Platz«.

Aber für die Frauen der Yali und damit auch für die kleine Nindik war »Kugwaraks und Mariks Platz« ein Ort des Schreckens. Wie oft hatte Nindik die strenge Warnung vernommen: Jede weibliche Person, die diese Steinmauer überschreitet oder sie auch nur berührt, muss in die Stromschnellen des Heluk geworfen werden! Selbst männliche Personen, die noch nicht den *kembu*-Geistern geweiht wurden, müssen sterben, wenn sie ihren Fuß auf den geheiligten Grund setzen!

Nindik erschauerte und vermied vorsichtig einen Pfad, der in die Nähe des *dokwi* führte. Mit Entsetzen erinnerte sie sich, dass ihr Vetter Foliek beinahe hingerichtet worden wäre, weil jemand ihn einen Pilz essen sah, von dem man glaubte, er sei innerhalb der gefürchteten Steinmauer gepflückt worden.

Als die kleine Nindik um eine Biegung des Fußpfades kam, sah sie ihren Onkel Kiloho auf das Dach seiner neuen *yogwa* klettern, die nun fast fertig zum Eindecken war. Deko, ein anderer von Nindik's Onkeln, saß auf einem Stein neben der neuen Behausung und hielt eine hölzerne Stange, während sein Bruder Bukni sie in eine

scharfe Spitze für Kilohos Dach zurechthieb. Nindik mischte sich scheu unter eine Gruppe von Kindern, die dastand und zusah. »Vater Bukni«, wagte eines der Kinder zu fragen (jeder Ältere kann bei den Yali »Vater« genannt werden), »warum muss vom Dach eine hölzerne Spitze hochstehen?«

Die Frage kam von dem kleinen Yekwara. Er hatte seiner Mutter schon die gleiche Frage gestellt, aber sie erwiderte: »Frage mich nicht solche Sachen. Ich bin eine Frau. Frage die Männer.« »Vater« Bukni mit seinem freundlichen Gesicht stützte sich auf seine Krummaxt und blickte seltsam auf Yekwara. Dann deutete er auf den heller werdenden Himmel und sagte: »Falls der Himmel einstürzt, möchtest du doch nicht, dass er direkt auf das Dach fällt, oder? Die Spitze durchsticht ihn zuerst und bremst ihn ab.«

Bukni setzte mit ernstem Gesicht seine Arbeit fort, während alle Kinder zum Himmel hinaufsahen und sich fragten: Kann der Himmel wirklich einstürzen?

Dann legte Bukni seine Krummaxt weg, und Deko erhob sich und reichte Kiloho den langen, spitzen Pfahl hinauf. Die Kinder beobachteten gespannt, wie Kiloho auf die Spitze des Daches kletterte und ein Pfahlende in eine kleine Öffnung hinabstieß, wo alle Dachbalken zusammenliefen.

Die Kinder entschieden, es müsse wahr sein, dass der Himmel einstürzen könne.

Yekwara gab flüsternd ein Geheimnis preis: »Wenn dies ein Haus für den *kembu*-Geist unseres Dorfes gewesen wäre, dann hätten sie zuerst Schweinefett in das Loch getan und dann die Spitze darin eingelassen. Ich habe beobachtet, wie sie das taten, als sie das *kembu-vam* in Bahinga neu bauten.«

Das älteste unter den Kindern war die hübsche Alisu, Kilohos eigene Tochter. Bei Yekwaras Worten schnappte sie nach Luft und legte ihre Hand auf seinen Mund.

»Du hättest so etwas nicht beobachten sollen, Yekwara. Du bist noch nicht den *kembu* geweiht worden. Wenn ein Priester dich

bemerkt hätte, dann hätte er dir Schweineblut in die Augen gerieben, um alles wieder in Ordnung zu bringen.« Alisu blickte nervös zu ihrem Vater und ihren Onkeln hin, ob sie zuhörten, aber sie waren in ihre Arbeit vertieft. »Und du solltest Nindik und mir niemals solche Dinge erzählen, denn wir sind Mädchen.«

Die Sonne brannte nun heiß, und das Hinaufstarren zum Himmel ließ Schweißtröpfchen auf Alisus Augenbrauen glänzen. »Kommt, wir gehen zum Baden unter den Wasserfall«, rief sie und verdrängte für den Augenblick alle halb geformten Fragen über einstürzende Himmel und Schweinefett auf dem Dach. Alisu stürzte zu dem blätterverhangenen Spalt im Berg, wo der Wasserfall nieder-raschte. Nindik, Yekwara und Alisus kleiner Bruder Toli rannten ihr nach und kreischten vor Aufregung.

Nackt wie sie waren, hüpfen die Buben sofort unter die glitzernde Kaskade. Alisu und Nindik brauchten einen Augenblick, bis sie ihre Röcke losgebunden hatten. Als Nindik ihr einfaches Kleidungsstück auf einen Fels breitete, blickte sie zurück zu der rauchumwölkten Siedlung Hwim, ihrer Heimat. Jenseits des Dorfes sah sie ihren Großvater Kugwarak und Selambo, die noch immer auf einer Felsbank über dem Abgrund hockten und in eines jener geheimnisvollen Gespräche versponnen waren, wie nur Männer sie führten.

»Wo werdet ihr zuschlagen?« Jedes Mal, wenn Kugwarak sprach, summten die Fliegen in seinem Bart ärgerlich auf.

»In Kobak.«

»Wann?«

»Morgen früh vor Tagesanbruch.«

»Es wird langsam Zeit, dass jemand die Initiative ergreift«, brummte Kugwarak. »Der Feind ist schon viel zu lange unbestraft geblieben.«

Die beiden Männer blickten über die Schlucht des Heluk hinüber. Rauchfahnen bezeichneten die Lage von etwa sieben Dörfern des östlichen Bündnisses – des Feindes.

»Ich bitte dich um einen Gefallen, mein Vater«, fuhr Selambo fort. »Wenn ich von diesem Überfall zurückkehre, möchte ich meinen Neffen den *kembu* weihen. Dafür brauche ich ein ausgesuchtes Schwein.«

»Du möchtest mein letztes Schwein kaufen? Ich habe nicht die Absicht, es zu verkaufen!«, sagte Kugwarak rundweg.

»Bitte, mein Vater. Überlege es dir noch einmal«, bat Selambo und kratzte Kugwarak wieder unter dem Kinn.

Plötzlich leuchtete ein grausames, unheimliches Licht in Kugwaraks eingefallenen Augen auf. Seine welke Hand streckte sich aus und packte Selambo am Handgelenk.

»Du kannst mein Schwein haben, wenn ...« – krächzte er. Selambos Gesicht glühte unter seiner Rußschicht in Erwartung eines leichten Handels auf.

»... wenn du mir dafür den Körper eines Menschen bringst.«

Nindik und Alisu tauchten kichernd aus den Wasserfällen auf. Rücken an Rücken gelehnt, setzten sie sich auf einen sonnendurchwärmten Felsen und strichen Wassertropfen aus ihrem tiefend nasen Haar. Als sie fast trocken waren, spritzte sie der dicke Toli, dessen Haut von der Kälte des Bades ganz straff war, wieder nass. Alisu schalt ihn: »Schau dich an, Toli. Deine komische Nase steht gerade heraus wie eine Raupe, die auf einen anderen Zweig kriechen will! Was ist nur passiert, dass sie so dick ist?«

Aller Augen wandten sich Toli zu, der einfältig von einem Gesicht zum anderen sah, seine Nase mit seinen molligen Händchen bedeckte und tief errötete.

»Eine Biene muss sie gestochen haben!«, sagte er mit heiserem Flüstern.

Die Kinder platzten los vor Lachen, drängten sich um Toli und spritzten ihn nass.

»O Toli, du bist so komisch!«

Toli war erleichtert und quietschte aus purem Vergnügen. Er mischte sich unter die anderen, bis Alisu sich umwandte und den

Trupp einen Waldweg hinabführte bis zu einem großen Fels, von dem aus man das Tal überblickte. Sie setzten sich ruhig in der Sonne nieder, um sich zu trocknen. Ihr Blick schweifte über ein blaugrünes Panorama von Bergen, Siedlungen und furchterregend tiefen Schluchten.

Dann legte sich Yekwara auf den Fels zurück und blickte in den Himmel hinauf. Reihen von winzigen weißen Wölkchen bildeten sich über dem Zenit.

»Seht!«, rief er und deutete hinauf. »Die *domil-mil* müssen wohl ihre Gärten richten!«

Die Kinder legten sich alle zurück und studierten die Gärten am Himmel. Sie fragten sich, wie es wohl wäre, ein *domil-mil* zu sein, einer der kleinen weißen Leute, die so hoch über der Erde zusammen in Frieden spielten und arbeiteten und deren klingende Stimme man manchmal im Wind vernahm, wenn man ganz scharf hinhorchte.

Nindik's zarte, vogelgleiche Stimme unterbrach ihre Träumereien. »Wenn der Himmel einstürzen sollte, was geschieht dann mit den *domil-mil*?«

Lange herrschte Schweigen.

Nindik seufzte nachdenklich: »Ich hoffe, der Himmel stürzt nicht auf mich!«

Selambos Gesicht verriet Schrecken. Die Haut über seinem Magen zitterte leicht. Kugwarak grinste. Es war keine geringe Leistung für einen alten Kobold wie ihn, einen so starken jungen Krieger zu entnerven.

Ein plötzlicher Windstoß fuhr über den Felsen, auf dem sie kauerten. Bald würde sich die Heluk-Schlucht mit Wolken und Regen füllen, vielleicht sogar noch vor Mittag. Schon sammelten sich um die blauen Berggipfel die ersten Andeutungen der Wolkenmassen eines neuen Sturms.

Selambo hockte sprachlos da, während das Gespenst vor ihm überlegend halb zu sich selbst sagte: »Vor langer Zeit, als ich jung

war, da gaben wir uns nicht damit zufrieden, einen Feind einfach zu töten. Wann immer es möglich war, brachten wir ihre Leichen als *Nahrung* zurück! Aber ihr jungen Männer ...«

Kugwarak räusperte sich und spuckte auf den Boden, während Selambos Inneres in Aufruhr geriet. Er überlegte, wie schnell ein Feind diesen steilen Hügel von Kobak hinab zum Gegenangriff antreten würde, und wie nahezu unmöglich es wäre, angesichts des unvermeidlichen Hagels von Pfeilen und Speeren eine Leiche rechtzeitig zum Fluss zu zerren oder zu tragen. Wenn – wenn es nicht ein sehr *kleines* Opfer wäre, eine Frau – oder ein Kind ... »Ihr jungen Männer«, schwatzte Kugwarak unheimlich weiter, »wenn ihr einmal getötet habt, dann habt ihr keinen Mut mehr für etwas anderes, dann rennt ihr heim!« Er warf einen höhnischen Blick auf Selambo. »Ich nehme an, Schweinefleisch ist so ein *leichter* Ersatz!«

Selambos Magen verkrampfte sich zu einem harten Knoten. Er verzog das Gesicht. Dann sog er durch zusammengebissene Zähne die Luft ein und schnitt wieder eine Grimasse. Schließlich erhob er sich und schnalzte mit einem Finger gegen die Unterseite seines Kürbisses, ein Zeichen der Bewunderung für die Tollkühnheit des alten Mannes.

»Ich werde dir ein Opfer bringen oder bei dem Versuch sterben, du ausgetrocknete alte Wurzel!«

Kugwarak lachte gackernd. Dies löste einen Hustenanfall aus, der den runzligen Körper des alten Mannes in quälenden Krämpfen schüttelte. Selambo wandte sich um und schritt einen steilen Pfad zu seiner *yogwa* hinab.

Er musste noch mehr Pfeile machen, bevor die Nacht anbrach. Als er sich unter den niedrigen Eingang seiner *yogwa* duckte, konnte er noch immer hören, wie der alte Mann auf dem Hügel seine schauerliche Kakophonie von Gackern und Husten hinausbellte.

Gemessen schritten sie auf die kleine *homia* zu. Kinder gingen ihnen eilends aus dem Weg wie Blätter vorm ersten dunklen Atem

des Sturms. Sie hielten vor der Tür der niedrigen Behausung; ihre Penishüllen standen wie Ausleger von ihrem Körper ab.

»Wilipa! Wo ist mein Sohn Yekwara?«

In der *homia* drinnen ertönte dünn und ängstlich eine Frauenstimme. »Er ging, um Kiloho beim Dachdecken zuzuschauen.«

»Er ist nicht mehr hier, mein Bruder«, rief Kiloho vom Giebel seines Daches herab, das nun schon zum Teil gedeckt war. »Er badet unter dem Wasserfall.«

Kebel, kraftvoll und mit mächtigem Brustkasten, knurrte etwas vor sich hin. Er hatte seinen Sohn ermahnt, ja bei seiner Mutter in der *homia* zu warten. Dies war ein furchterregender Tag für den Jungen, ein Tag, an dem er auf den »Durchbruch des Wissens« vorbereitet werden sollte – aber nein, er behandelte ihn wie jeden beliebigen Tag.

Yekwara blickte vom Fels herab. Er sah sechs Priester – einer davon sein eigener Vater, Kebel – vor der kleinen *homia* halten, die er von Geburt an mit Mutter, Tanten und Schwestern geteilt hatte. Plötzlich erinnerte er sich an den seltsamen Befehl seines Vaters, in der *homia* zu warten, und nun wusste er, dass die Männer auf *ihn* warteten.

Yekwara schauderte.

Der Anblick nur eines dieser Geisteranwälte war schrecklich genug. Sechs von ihnen auf einem Fleck waren grauenerregend. Wo immer sie sich versammelten, schien alle Autorität und Macht des Universums anwesend zu sein. Schlimm genug mitanzusehen, wie sie *andere* Jungen für ihre geheimnisvollen Zwecke wegschleppten! Aber nun war die Reihe an ihn gekommen.

Als er beobachtete, wie sein Vater sich umdrehte und den Weg zum Wasserfall entlangeilte, da fühlte er sie nahen, die unheil-schwangere Macht, die über der Gegenwart jener sechs Priester lagerte und die sich nun in der Gestalt seines eigenen Vaters an ihn heranschlich.

Yekwara wimmerte. Nindik und die anderen blickten ihn ver-

wirrt an. Dann sprang er auf und rannte vom Fels hinab. Nindiks zarte Stimme rief hinter ihm her: »Yekwara! Wohin gehst du?«

Er gab keine Antwort, sondern floh auf einem anderen Pfad ins Dorf zurück. Hinter Büschen versteckt hielt er Ausschau, bis die fünf anderen Priester sich von der *homia* seiner Mutter entfernten. Yekwara nutzte die Gelegenheit, stürzte aus dem Gebüsch, sprang über die kleine steinerne Mauer des Dorfes und lief durch die niedere Türöffnung der winzigen Behausung.

Kiloho, der noch immer auf seinem Dach arbeitete, sah ihn und rief: »Kebel, dein Sohn ist in die *homia* deiner Frau zurückgekehrt!«

Yekwara fühlte, wie die schrecklichen Schritte umkehrten und auf ihn zukamen. Er tastete nach seiner Mutter und fand sie im Halbdunkel der fensterlosen Behausung gegen die Hinterwand gekauert. Allmählich erkannten Yekwaras Augen das sorgenvolle Gesicht seiner Mutter.

»Sie nehmen dich weg von mir, Yekwara«, sagte sie und versuchte, ihre Stimme klingen zu lassen, als sei sie damit einverstanden. Aber als sie seinen Namen nannte, zitterte ihre Stimme.

»Ich will bei dir bleiben.«

»Das kannst du nicht. Sie holen dich weg. So wie sie alle meine Söhne weggeholt haben ...« Die Schritte unterbrachen sie. »Yekwara! Komm!« Sein Vater rief mit leiser Stimme, in der Ärger mitschwang.

Impulsiv kuschelte sich Yekwara auf den Schoß seiner Mutter und saugte an ihrer Brust, denn er war noch nicht entwöhnt. Auf diese Weise hatte er in der Vergangenheit jede Angst überwunden und jetzt wieder ...

»Yekwara! Komm her!«, befahl Kebel. Yekwara beachtete ihn nicht. Die Süße von Wilipas Milch besaß für den Augenblick einen stärkeren Zauber als die Geister seines Vaters. Aber Wilipa schob ihn plötzlich von sich weg.

»Geh zu ihnen!«, zischte sie. Er versuchte, zu ihrer Brust zurückzugelangen, aber sie stieß ihn heftiger von sich.

»Geh zu ihnen! Meine Zeit, dich zu halten, ist vorbei. Geh! Geh und werde ein Mann!«

Yekwara fuhr zurück, erschreckt von ihrer ungewohnten Abweisung. Tränen quollen ihm aus den Augen. Eine starke Hand fasste ihn am Handgelenk und zog ihn aus der *homia* fort.

Nindik und Alisu folgten Yekwara vom Felsen herab und hockten sich auf die Dorfmauer, um zu beobachten, was weiter geschah. Sie sahen, wie Kebel Yekwara aus der *homia* zerrte. Als sie die Tränen auf Yekwaras Wangen erblickten, durchfuhr die Angst Nindik's kleines Herz. Sie erinnerte sich wieder, wie nahe ihr Vetter dem Tod gewesen war, weil ihn jemand beschuldigte, einen heiligen Pilz gegessen zu haben. Vielleicht war Yekwara in irgendetwas Verbotenes eingedrungen und wurde nun hingerichtet? Nindik vergaß für einen Augenblick ihre Furcht vor den Priestern. Sie stürzte sich zwischen sie und schlang ihre Arme um Yekwaras schmalen Leib. Er wandte sich um und blickte sie an, sein Kinn zitterte. Heftig zerrten sie ihn von ihr weg und führten ihn schnell fort. Alisu legte ihre Hand besänftigend auf Nindik's Schulter. »Dies ist keine Hinrichtung«, erklärte sie. »Sie bereiten ihn auf den ›Durchbruch des Wissens‹ vor. Von nun an ist er einer von *ihnen*.«

»Wird er dann nie mehr mit uns spielen?«, fragte Nindik. Alisu schüttelte den Kopf.

Nindik beobachtete, wie die Priester den kleinen Yekwara einen steilen Hang jenseits des Dorfes hinaufzerrten.

Einen Augenblick standen sie in kühnem Umriss auf einem Bergkamm, dann verschwanden sie dahinter.

Nindik seufzte. Eine seltsame Leere nagte an ihrem Herzen. Sie rannte zu ihrer eigenen *homia* und wollte sich in die schützenden Arme ihrer Mutter Ongolek werfen.

Die *homia* war leer.

Dann stieg sie auf eine Dorfmauer und suchte einen Abhang mit hügeligen Yams-Feldern ab, die an den heiligen Hügel Yarino grenzten; dort hielt sich Ongolek meist zur Gartenarbeit auf.

Noch immer war keine Spur ihrer Mutter zu sehen.

»Wo ist Ongolek?«, fragte sie jammernd eine vorübergehende Verwandte.

»Sie legt heute einen neuen Garten an.«

»Sag mir, wo.«

»Es ist weit weg. Du solltest lieber nicht versuchen, ihn zu finden.«

»Sag mir nur, wo es ist.«

»Siehst du den Hügelkamm, wo unsere Väter tanzen, nachdem sie einen Feind getötet haben? Der neue Garten ist direkt darunter. Bist du je dort unten gewesen?«

»Nein.«

»Dann versuche nicht, heute deine Mutter zu finden. Warte und geh morgen mit ihr. Du könntest in Schwierigkeiten geraten.« Nindik wartete, bis ihre Informantin zwischen den *homias* verschwunden war. Dann sprang sie von der Mauer herunter und folgte, einen weiten Abstand vom heiligen Hügel mit seinen beiden drohenden Bauwerken einhaltend, einem Pfad zum »Kriegstanzgrat«.

»Hab keine Angst, Junge.«

Langsam hob Yekwara seine feuchten braunen Augen. Durch seine Tränen erblickte er Mena, einen seiner Onkel mütterlicherseits. Menas breiter Mund mit herabgezogenen Winkeln formte gutturale Worte, während seine Augen abwechselnd geheimnisvoll geschlossen und dann wieder betont wichtig aufgerissen wurden. »In einer kleinen Weile werden wir zusammen ein Schwein essen. Aber zuerst müssen wir noch Verschiedenes erledigen.«

»Bis jetzt«, Yekwara sah rasch auf Kebel, seinen Vater, der nun fortfuhr, »warst du ohne Macht, ein Nichtwesen, das bei den Frauen lebte und nichts wusste.«

»Aber *nun*«, diesmal ertönte die Stimme von dem ehrwürdigen Graubart Helevai, dem großen Hohenpriester, Yekwaras ältestem

Onkel mütterlicherseits, »musst du den ›Durchbruch des Wissens‹ erfahren.«

Yekwara schaute über Helevais grauen, buschigen Bart hinweg in seine Augen. Diese kalten Augen ließen erkennen, dass alles, was nicht der Wille der Geister war, keinen Belang hatte. Es waren Augen, die warnten: Selbst wenn du mein Neffe bist, würde ich dich jeden Augenblick hinrichten, wenn die *kembu*-Geister dies fordern! Yekwara zitterte und wollte zu seiner Mutter flüchten, doch er war umringt.

Helevai fuhr fort, wobei er seine mageren Arme gegen den sich verdunkelnden Himmel hob: »Das Wissen von den *kembu*-Geistern, das wird dich zu einem von uns machen – einem *Herrn der Erde!*«

Trotz seiner bösen Vorahnung fühlte Yekwara bei Helevais Worten einen ehrfürchtigen Schauer. Mit großen Augen sah er den Kreis der mächtigen Männer an und fragte sich: *Gehörte er wirklich zu ihnen?* Der Geist, der sie alle wie mit Klammern zusammenhielt, begann auch in sein junges Herz einzudringen.

Die Priester erkannten die Veränderung seines Gesichtsausdrucks, und zum ersten Mal lächelten sie ihm zu. »Zuerst müssen wir dich mit Wasser reinigen«, sagte Mena nüchtern. Dann schaute er sich um, ob keine Frauen zusahen, hob einen schweren Bambuskrug hoch und goss daraus Wasser in einen ausgehöhlten Kürbis. Dann tauchte er einen Klumpen Moos in das Wasser, weichte ihn ein und hob die tropfende Masse über Yekwara.

Nindik keuchte, als sie die grasbewachsene Kuppe des Kriegstanzgrates erreichte. Flecke von blauem Himmel wurden kleiner und verschwanden, als schwere Wolken sich aus der Schlucht heraufschoben. Windstöße peitschten scharfes Gras gegen ihre Beine. Sie zögerte, als sie sah, wie nahe die feindliche Seite des Tales von diesem erhöhten Punkt aus schien. Aber ihre Mutter war diesen Weg gegangen, also musste er sicher sein. Sie ging weiter, genau bis zu

dem Platz, an dem sich die Krieger nach der Rückkehr von Überfällen trafen, um in voller Sichtweite des wütenden Feindes ihre Erfolge zu feiern.

Der Pfad teilte sich.

Verwirrt spähte Nindik auf beiden Seiten des Kammes nach einem Zeichen ihrer Mutter. Die in ihrem Blickfeld liegenden Hänge waren verlassen. »Auf der Nordseite des Kammes sind noch mehr Gärten«, sagte sie sich.

Sie hüpfte leichtfüßig die Nordseite hinab. Ihr Heimatdorf war nun außer Sicht, und das Donnern des Heluk schwoll beängstigend an.

»Mit diesem Wasser haben wir den gewöhnlichen Schmutz von deiner Haut abgewaschen, Yekwara.« Mung, der jüngere Bruder seiner Mutter, flüsterte die Worte direkt in Yekwaras Ohr.

Nun zogen sich Mungs Brauen streng zusammen. »Aber da ist noch etwas auf deiner Haut, was mit Wasser nicht abgewaschen werden kann.«

Yekwara blickte fragend in Mungs breitknochiges Gesicht. Er sah, wie Mungs zusammengekniffene Augen sich plötzlich mit erschreckender Eindringlichkeit weiteten. »Die Befleckung durch das Blut deiner Mutter!«, schnarrte er. »Seit deiner Geburt ist es auf dir geblieben! Solange es nicht abgewaschen ist, kann *kembu* dich nicht annehmen!«

Ein Gefühl der Unreinheit durchdrang Yekwara. Er hatte eben um die Erlaubnis bitten wollen, zu seiner Mutter gehen und bei ihr trinken zu dürfen, aber nun besann er sich eines Besseren.

Kebel, sein Vater, trat aus dem ihn umgebenden Kreis kauender Gestalten vor. Er hielt einen Netzbeutel voller Blätter hoch.

»Die *kembu*-Geister haben uns eine Substanz enthüllt, welche allein die Verunreinigung durch weibliches Blut vollständig abwaschen kann – der Saft von *musan*-Blättern.«

Kebel hockte sich neben Yekwara nieder und öffnete das Netz.

Mena und Mung nahmen nun eine Handvoll *musan*-Blätter und zerdrückten sie in ihren Fäusten, bis ihre Finger und Handflächen voll Öl waren. Dann rieben sie mit ihren Handflächen Yekwaras Haut ein, bis sein ganzer Körper von *musan*-Saft glänzte.

»Nun sieht *kembu* dich zum ersten Mal huldvoll an, mein Sohn«, sagte Kebel und benutzte den Gattungsbegriff *kembu* als Namen, ganz so wie unser Gattungsbegriff *Gott* zu einem Namen – Gott – werden kann. »Erst jetzt ist es dem Hohenpriester erlaubt, dich mit dem Fett eines Schweines zu salben, das *kembu* schon vor langer Zeit geopfert wurde.«

Als Kebel ausgesprochen hatte, erhob sich der graubärtige Helevai, dessen Hände von zwei teilweise geschmolzenen Klumpen Schweinefett triefen. Der alte Mann, der sich scharf gegen die dunklen Wolken abhob, schwankte näher und griff nach Yekwara. Kalte Windstöße durchfuhren die Lichtung. Staubteufel wirbelten wie Blätter durch den kauern den Männer-Rat.

Ein Blitz flammte hinter Helevai auf, als er vor Yekwara auftrug. Der Donner schallte, als stürze der Himmel schon ein.

Nindik warf ängstliche Blicke umher, als das Echo des Donners von überall widerhallte. Sie war nun solch einen langen Weg hergekommen und hatte ihre Mutter noch immer nicht gefunden. Der Gedanke, in einem solchen Sturm allein heimzugehen, erschreckte sie.

»Ongolek!«, rief sie und hörte ihr eigenes winziges Stimmchen von Felswand zu Felswand widerhallen. Sie stolperte weiter, einen enger werdenden Pfad hinunter.

»Ongolek!« Nun riss der Wind ihr den Namen ihrer Mutter von den Lippen und brachte keine Antwort.

»Ongolek!« Panik klang aus ihrer Stimme. Sie blickte den Berg Rücken hinauf, den sie herabgestiegen war. Er schien nun erschreckend hoch. Nebel wogte über seinen Grat. Wenn der Nebel dichter würde, könnte sie ihren Weg nach Hause nicht mehr erkennen.

Ich muss Ongolek finden, sagte sie sich und rannte noch weiter den Abhang hinunter.

Wieder teilte sich der Pfad. Sie schaute nach links. Vor ihr auf dem Hügelkamm stand ein von einer Steinmauer umgebener Hain von Kasuarinenbäumen⁵. Vielleicht würde sie ihre Mutter gleich dahinter finden. Sie kletterte über die Mauer und rannte zwischen den Kasuarinen durch. Der Donner dröhnte unheimlich, wie eine Drohung von *kembu* selbst. Die hochragenden Bäume wisperten, als besprächen sie ihre Anwesenheit. Innerhalb der Mauer stolperte sie über zerfallene Überreste eines vor langer Zeit zusammengestürzten alten Gebäudes. Wer hatte es gewagt, eine *yogwa* oder *homia* so nahe dem Feind zu errichten? fragte sie sich. »Ongolek«, schrie sie. Als Antwort schlug ihr der Wind einen Zweig ins tränenverschmierte Gesicht.

Von der Einsamkeit überwältigt, weinte Nindik und mischte den Namen ihrer Mutter unter das Schluchzen.

Sie hatte kaum ein paar Minuten geweint, da kämpfte sich eine von ihrem letzten Schrei herbeigerufene schwarze Gestalt die jenseitige Seite des Hügels herauf und torkelte auf sie zu.

Nindik sah ihn zwischen den Kasuarinen erscheinen und erstarrte ...

Andeng, der Hohepriester von Sivimu, Hwims Schwestedorf. Andeng wischte sich den Schweiß aus den Augen und blickte grimmig auf die winzige Gestalt, die da auf dem heiligen Grund stand. Er hoffte, dass es ein bereits dem *kembu* geweihter junger Knabe sein möge und nicht ein Mädchen.

Sein Herz erschrak, als er das Schilfröckchen sah, das sie trug.

5 *Kasuarinen* (*Casuarina*) sind eine Pflanzengattung aus der Ordnung der Buchenartigen (Fagales). Gelegentlich wird der deutsche Begriff Kasuarine allerdings auch für die ebenfalls zu den Kasuarinengewächsen gehörenden Gattungen *Allocasuarina* und *Gymnostoma* verwendet. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass früher alle etwa 70 Arten der Familie der Kasuarinengewächse dieser Gattung zugeordnet wurden. Die *Casuarina*-Arten sind in Wäldern oder Trockengebieten wachsende Bäume, deren Zweige an Schachtelhalme erinnern. Die Photosynthese wurde hauptsächlich in die Sprossachse verlagert, die Laubblätter sind stark reduziert. Die feinen Blätter stehen in stängelständigen Quirlen aus fünf bis 20 Blättern, sie sind einfach, verwachsen, sitzend und membranartig. Die Blattränder sind glatt. Nebenblätter fehlen.

Es war dunkler geworden. Kalte Regentropfen spritzten durch die Fichtennadeln. Andeng seufzte. Zweifellos wusste die Kleine da vor ihm nur von dem Verbot, den heiligen Platz um das Heiligtum von *kembu* in ihrem eigenen Dorf zu betreten. Sie konnte nicht wissen, dass diese verfaulenden Bretter unter ihren Füßen die Überreste eines noch heiligeren Tempels waren, eines Tempels, der nur einmal in jeder Generation für besondere Zeremonien aufgebaut wurde. Es war der Tempel für *kwalu*, die dritte in der Reihenfolge der vier heiligen Zeremonien des Yali-Volkes.

Andeng stürzte vorwärts, seine Brust hob und senkte sich vor innerer Bewegung. Eine feierliche Pflicht war ihm auferlegt worden. Um solche Tragödien zu verhindern, hatten die Ahnen diesen fernen Hügel in einer dunklen Schlucht weit abseits bewohnter Gebiete gewählt, und dennoch stieß dieses umherirrende Wesen irgendwie auf *kwalus* heiligen Platz.

Nindik sog den Atem ein und wich vor Andeng zurück. Er holte sie ein und brachte sie rasch nach außerhalb der Steinmauer. »Warum bist du hierhergekommen?«, knurrte er unwillig.

»Mein Herz ist geschwollen, weil ich meine Mutter nicht finden kann«, schluchzte Nindik.

»Sag mir, wie dein Vater heißt«, fragte er.

»Sar.«

Andeng setzte sie auf seine Schulter und trug sie rasch den Pfad hinauf zurück.

Yekwara fühlte sich seltsam warm, als Helevais geschmolzenes Schweinefett sich über seinen ganzen Körper verteilte und ihn gegen den kühlen Wind abschirmte. Nun traten Mung und zwei andere seiner Onkel mütterlicherseits auf ihn zu, jeder mit einem leeren *sum* oder Netzbeutel in der Hand. Behutsam streiften sie die Bänder der drei Beutel über Yekwaras Kopf und ließen sie herabfallen, einen über seinen Rücken, die beiden anderen über seine linke und rechte Schulter.

Dann krönte Mung seinen Neffen stolz mit einem Kopfband aus glänzenden weißen Schalen von Kaurimuscheln und befestigte die Bänder der drei Netzbeutel. Andere Onkel trugen ebenfalls zu seinem Schmuck bei: ein kostbares Halsband aus winzigen Kaurimuscheln, *walimu* genannt, lange Flechtschnüre aus größeren Muscheln, die von seinem Hals bis fast zum Boden reichten, und ein breites Muschelschalenteil, um seine Brust zu schützen.

»Nun bist du ein prächtiger junger Mann!«, frohlockte der Rat der Ältesten.

»Aber noch ist Furcht in deinen Augen«, sagte Mung grimmig. »Ein *Herr der Erde* darf keine Furcht zeigen.« Mung schritt zu einem in der Nähe stehenden Baum und zog einen drei Meter langen Speer aus den Zweigen. Plötzlich fixierte er den kleinen Yekwara mit grausamem Funkeln, kauerte sich nieder und lief dann in immer schnellerem Tempo auf ihn zu.

»So ist es, wenn man einem Feind ins Angesicht schaut«, flüsterte Kebel. »Zeig keine Angst!«

Mit einem Schrei schleuderte Mung seine Waffe, und die Speerspitze verfehlte Yekwara nur um einige Zentimeter. Zitternd vor Entsetzen versteckte sich Yekwara hinter seinem Vater. Der Rat brüllte vor Lachen und rief: »Versuch's noch mal! Er wird es lernen.«

Dieses Mal ging Mena mit einem, auf seinem langen Palmholzbogen angelegten Pfeil in der windgepeitschten Lichtung in Stellung. »Sieh ihn an, Yekwara! Sieh ihn an! Dreh dich nicht weg!« Yekwaras Blut erstarrte. Er schloss die Augen und hob schützend die Hände hoch, bis er hörte, wie die Bogensehne gegen die Seite des Pfeils schwirrte; da wusste er, dass es nur ein Bluff war. Die Männer lachten wieder, und Yekwara lachte, wenn auch schwach, mit ihnen.

»Noch mal! Noch mal! Er lernt es«, brüllten sie.

Yekwara hielt diesmal die Augen offen und quiekte vor Aufregung, als Mungs Speerspitze schnell näher kam. Er brachte es fertig, seine Reaktion auf ein bloßes Zusammenzucken zu beschränken, als die Waffe an seiner linken Schulter vorbeiflog.

Der Rat brach diesmal in Lob statt Gelächter aus, und Yekwara stählte sich für Menas zweiten Anlauf mit dem Bogen, fest entschlossen, keine Angst zu zeigen.

Durch den nieselnden Nebel trug Andeng Nindik feierlich in das Zentrum des Dorfes Sivimu und setzte sie vor die *homia* seiner Frau.

»Wer ist dieses Kind?«, fragte ein Unterpriester.

Andeng trat beiseite und flüsterte: »Sars Tochter. Ich fand sie innerhalb der *dokwi*, die Ninia genannt wird.«

Der Fragende seufzte grimmig. »Der Fluss war ganz in der Nähe. Warum hast du sie nicht gleich hineingeworfen?«

»Ihr Vater könnte mich beschuldigen, sie aus einem anderen Grund getötet zu haben. Es waren keine Zeugen da. Besser ist es, wenn sie das selber erledigen. Aber es muss vor Einbruch der Nacht geschehen, sonst wird der Zorn *kembus* entzündet. Sag rasch ihrem Vater Bescheid. Sag ihm, er soll kommen und sie holen.«

Der Unterpriester enteilt in Richtung Hwim.

Owu, Andengs Frau, hatte die Unterhaltung ihres Mannes mitangehört; sie wandte sich nun traurig an Nindik.

»Du gehörst Ongolek, nicht wahr?«

Nindik nickte schauernd.

»Armes kleines Mädchen«, seufzte sie und führte sie in die warme *homia*.

Als Nächstes geleitete der Ältestenrat Yekwara in die *yogwa* seines Vaters und trug ihn in einer umständlichen Zeremonie über die Schwelle. Es war sein erster Eintritt in eine Männerbehauung, und ihre Fremdartigkeit stieß ihn zuerst ab. Auf Bananenblättern lag rund um ein zentrales flackerndes Feuer gebratenes Schweinefleisch. Sein durchdringender Geruch vertrieb rasch die abweisende Fremdheit. Stolz saß Yekwara aufrecht auf dem trockenen, harten Boden unter den sechs Priestern, schmauste mit ihnen und schwelgte in dem Gefühl, in ihre Welt aufgenommen

zu sein. Immer mehr drang ihr unbezähmbarer männlicher Stolz auch in ihn ein.

Nach dem Festschmaus reichten ihm seine Onkel einen Bogen und Pfeile und führten ihn auf den Felsen, wo er sich am Tag zusammen mit Alisu, Nindik und dem kleinen Toli in der Sonne getrocknet hatte.

»Stehe hier und halte diese Waffen, bis es dunkel ist«, befahl Mung. »Sitz nicht oder kauere nicht nieder, wenn du müde wirst. Ein *Herr der Erde* muss lernen, auszuharren.«

Donner und Blitz verzogen sich nun und hinterließen nur kalten, drückenden Nebel und Nieselregen. Yekwara hielt tapfer stand und streckte sich zu voller Höhe, ein winziges Bürschlein als Wache über dem Rauch des Dorfes Hwim. Bald begann Regen mit Nebel vermischt von seinen Haaren, Augenbrauen, seiner Nase, den Muschelbändern und dem Brustschmuck zu tropfen. Er schauderte.

Mung, Mena und sein Vater Kebel hockten sich um ihn. Mung sprach: »Heute hast du nur die erste der vier Erfahrungen des Mannestums gemacht – die Zeremonie, die man ›dich-in-die-yogwa-bringen‹ nennt. Bald wirst du auch die zweite lernen, die sehr viel heiliger ist. Sie nennt sich ›dich-in-kembu-selbst-hinein-versetzen‹.«

Mena lehnte sich vertraulich an Yekwara. »Nach vielen Monden werden wir dich *kwalu* lehren – eine Zeremonie, die so heilig ist, dass wir sie nicht in der Nähe eines Dorfes, wo Frauen sind, feiern können. Wir werden zu dem heiligen Hügel hinabgehen, der in der Schlucht verborgen ist, zu der *dokwi* mit Namen Ninia. Dort werden wir das verfallene Haus *kembus* speziell für deine Generation wiedererrichten. Wir werden ›dich-in-kwalu-hineinversetzen‹, und du wirst das Geheimnis der Gesundheit lernen, die aus *kembu* fließt.«

Während Yekwara staunend zuhörte, vernahm er einen klagen den Laut. Vom Norden, vom Dorf Sivimu her, sah er einen Zug von drei Männern kommen, von denen einer ein Kind auf sei-

nen Schultern trug. Bald erkannte er sie. Der das Kind trug, war Sar; das Kind auf seiner Schulter war Nindik. Die beiden anderen Männer waren ihre Onkel Deko und Bukni »mit dem freundlichen Gesicht«.

Warum klagen sie?, fragte er sich.

Nun fuhr Kebel in der Rede fort: »Aber *kwalu* ist noch nicht das tiefste Geheimnis unserer Ahnen. Um nach vielen weiteren Monden dieses allertiefste Geheimnis mitzuteilen, werden wir ein Fest zurichten, das so heilig ist, dass es nicht einmal in der Nähe von Pfaden, wo Frauen gehen, oder von Gärten, wo Frauen arbeiten, abgehalten werden kann.«

Kebel schwenkte herum und deutete auf die hohen Gipfel, die nun von dunklen Wolken verhangen waren. Seine Stimme war von tiefer Scheu erfüllt. »Dort oben, mein Sohn, hoch oben in den moosverhangenen Wäldern, wohin die Augen von Frauen niemals schauen, wo *kembu* in Schweigen haust und heilige Beuteltiere sich verbergen, dort werden wir deiner Generation die gleiche heilige Erfahrung mitteilen, die unsere Väter uns übermittelten – *morowa!*«

»Was ist *morowa!*«, fragte Yekwara, der noch die kleine Nindik und ihre klagende Eskorte beobachtete.

»Es ist das Geheimnis vom Ursprung der Menschheit! Hast du dich je gefragt, wie wir entstanden sind?«

»Nein.«

»Es ist ein großes Geheimnis! Die höchste Erfahrung des Manestums ist die Kenntnis des Geheimnisses unserer eigenen ...«

Der Ruf einer Frau unterbrach Kebel. Yekwara sah Nindik's Mutter, Ongolek, den Pfad von den unteren Gärten heraufsteigen, wo sie gearbeitet hatte.

»Gatte! Was ist geschehen?«, fragte sie.

Sar gab keine Antwort, sondern stieg verbissen über die Steinmauer in das Dorf Hwim. Es war Bukni, der sich zur Seite wandte und mit leiser Stimme, die weder Nindik noch Yekwara und seine Lehrer hören konnten, auf ihre Frage antwortete.

Ongolek ließ Grabstock und Netzbeutel fallen und warf sich laut schreiend in den Schlamm neben dem Pfad. Andere Verwandte erschienen aus *yogwas* und *homias* und begleiteten den Weg Sars und Nindik durch das Dorf mit leiser Wehklage.

Angst durchfuhr Yekwara. »Nindik!«, schrie er. Von den Schultern ihres Vaters aus drehte sie sich um und versuchte, Yekwara im Dämmerlicht zu sehen. Er wollte zu ihr hinlaufen, aber alle drei Männer packten ihn an den Armen.

»Du musst hier stehen bleiben, bis es dunkel wird!«, warnte Mena. »Warum weinen sie um Nindik?«, fragte er und dachte daran, wie sie am Morgen an seiner Furcht Anteil genommen hatte; nun wollte er seinerseits zu ihr hingehen.

»Ich werde sie fragen, aber du musst hierbleiben«, mahnte Kebel und schritt ins Dorf hinab. Bald kehrte er zurück und meinte grimmig: »Nindik hat den heiligen Platz in Ninia verletzt.« Mung und Mena zogen heftig die Luft ein und verzogen das Gesicht.

»Was werden sie mit ihr tun?«, fragte Yekwara atemlos.

»Sie wird in den Heluk geworfen!«

Yekwara riss die Augen auf, dann erfasste er die volle Bedeutung dessen, was sein Vater gesagt hatte. Seine Lippen zitterten und Tränen füllten seine Augen.

»O nein, meine Väter! Sie dürfen meine Freundin nicht vernichten!«

Die drei Männer blickten einander wissend an. Mung verdrehte die Augen, als er sprach: »Ihr eigener Vater wird darauf achten, dass sie getötet wird!«

»Wie kann er so etwas tun?«, weinte Yekwara. »Und wie könnt ihr zulassen, dass er so etwas Schreckliches tut?«

»Verstehst du das nicht, Yekwara? Das Herz ihres Vaters wurde schon vor langer Zeit in *kembu* eingepflanzt. Wir haben das Wunder von *kwalu* am Fluss und von *morowal* oben am Berg erfahren. Wir können das alte Gebot nicht missachten, dass jedes weibliche Wesen, welches einen heiligen Platz entweiht, sterben muss.« Yekwara

kämpfte zwischen Zurückweisung und Annahme ihrer weise klingenden Worte. Dann durchfuhr ihn ein verzweifelter Gedanke! »Können sie nicht einfach Schweineblut in ihre Augen reiben?«, meinte er flehend. »Würde das nicht wieder alles in Ordnung bringen?«

Yekwara konnte nicht wissen, dass er in eine der fanatischsten religiösen Kulturen der Geschichte hineingeboren wurde und dass all seine Proteste für Nindik zu nichts führen würden.

»Mein Sohn, mein Sohn!«, schalt Kebel. »Gäbe es einen Weg, sie zu retten, wir selbst hätten an ihn gedacht. Möchtest du vielleicht *uns* die Wege *kembus* lehren?«

Im Herzen Yekwaras mischten sich Verzweiflung und Verwirrung. Kebel fuhr fort: »Die Gebote *kembus* sind in *wene melalek*, den ›uralten Worten‹ enthalten. Vom Anbeginn der Menschheit hat jede Generation das *wene melalek* ihren Kindern rezitiert, wenn die das ›sich-in-*kembu*-selbst-hineinversetzen‹ beging. Wenn die Menschheit je das *wene melalek* verlässt, wird *kembu* die Menschheit verlassen. Weißt du, was das bedeuten würde?«

Yekwara schüttelte den Kopf, und sein ganzer Körper schauderte vor Kälte und Sorge. Kebel wies mit der ausgestreckten Hand über das neblige Panorama der vom Regen durchfeuchteten Yams-Felder rund um Hwim.

»Es würde bedeuten, dass diese Gärten einen geringeren Ertrag hätten und weniger hervorbrächten. Die Schweine würden krank werden und dahinsterven. Kinder wie du würden so schwach und verkümmert heranwachsen, dass sie nicht in der Lage wären, unsere Dörfer zu verteidigen!«

Kebels Stimme stieg an. »Schwere Wolken und Regenfälle würden Sonne, Mond und Sterne auslöschen, bis die Menschen anfangen, sich zu fragen, ob die Lichtquellen überhaupt noch existieren.

Erdbeben würden jedermann erschrecken. Erdbeben würden Dörfer wegfegen und ganze Gärten in den Fluss spülen! Dies ist zuvor geschehen und könnte sich wieder ereignen! Unser Volk hat gelernt, das *wene melalek* nicht zu verlassen.«

Kebel kauerte sich vor Yekwara nieder und blickte gerade in die tränenerfüllten Augen seines Sohnes. »Nach dem *wene melalek* kann, wenn eine Frau eine heilige Zeremonie beobachtet, ein Schwein an ihrer Stelle geschlachtet und das Blut in ihre Augen gerieben werden. Aber wenn sie tatsächlich auf den Grund *kembus* tritt, muss sie selbst sterben! Verstehst du?«

Yekwara blickte in tiefer Qual seinem Vater in die Augen. Nach langem Schweigen erwiderte er: »Ja.«

Nindik fühlte Sars und Ongoleks Tränen auf ihren Schultern brennen. Sie vernahm ihre leise Klage, das unterdrückte Schluchzen ihrer anderen Verwandten.

Schließlich äußerte sie die Frage, die sich allmählich in ihrem kindlichen Gemüt geformt hatte: »Vater, warum sind alle so traurig?«

Sie erhielt keine Antwort auf ihre Frage, nur lauterer Jammern war die Reaktion.

Sie sprach wieder: »Vater, warum weinst du?«

»Weil jemand, den wir lieben, in Gefahr ist«, brachte er schließlich unter stoßweisem Schluchzen hervor.

Nindik wollte eben fragen, wer denn in Gefahr sei, als jemand anderes mit tränenüberströmtem Gesicht ihr eine gekochte Yams-Wurzel in die Hand drückte und sagte: »Stell keine Fragen, Kleine, iss dies.«

Nindik hatte nichts gegessen, seit sie bei Tagesanbruch ihre Yams mit Kugwarak geteilt hatte. Sie packte die heiße Yams-Wurzel und biss hungrig hinein.

Ihr Onkel Deko saß neben der schmalen rechteckigen Tür der *homia*. Er schaute hinaus auf den verhangenen Himmel.

»Es wird bald dunkel sein«, bemerkte er.

»Der Nachmittag ist erst halb um«, protestierte Bukni.

Sein sonst so mildes Gesicht war nun verzerrt, seine Fäuste geballt, als sei er in höchstem Zorn.

»Die Leute fangen an, gegen uns zu murren«, warf Deko wieder ein. »Sie sagen, wir brauchen zu lange.«

»Lass sie warten!«, zischte Bukni.

Kiloho legte tröstend die Hand auf Buknis Schulter. »Mein Bruder, so groß auch unsere Sorge sein mag, du weißt, dass wir das *wene melalek* nicht aufgeben dürfen.«

Bukni drehte sich langsam zu Kiloho um. Sein Mund öffnete sich, aber er konnte nicht sprechen. Seine Kultur hatte keine Laute, um auszudrücken, was er sagen wollte, noch wusste er neue Laute zu erfinden. Er senkte den Kopf erneut und weinte.

Kiloho sprach sanft zu Sar: »Mein Bruder, hast du schon entschieden, wer von uns ...?«

Sar schauderte zusammen und presste Nindik verzweifelt an seine Brust. Ongolek schützte ihre Tochter mit ihrem Leib. Lange Augenblicke vergingen, ehe Sar sein graues Haupt erhob. Im trüben Licht der *homia* durchbohrte sein Blick die versammelten Anverwandten. Nie sahen sie Kummer tiefer in menschliches Fleisch eingätzt. Zu Kiloho sagte er: »Wirst du ...?«, und fühlte, wie etwas in ihm abstarb.

Kiloho senkte den Blick und murmelte traurig: »Nein, mein Bruder, ich bin zu nahe verwandt.«

Sar wandte sich an Deko. »Willst du?«

Deko senkte ebenfalls den Blick und erwog die gefürchtete Verantwortung. Schließlich nickte er zustimmend.

Kiloho wandte sich an Selan, einen anderen Onkel von Nindik, und wiederholte die Frage. Selan wischte mit seinem Unterarm die Tränen ab, endlich vernahmen sie sein »Ja«.

Eine drohende Stimme knurrte vor der *homia*: »Warum braucht ihr so lange? Wenn die Verurteilte sich auf den Boden entleert oder Wasser lässt, dann steht der ganze Hügel unter einem Fluch!« Es war die Stimme des großen Kriegers Selambo. Nindik verstand das Wort »verurteilt« nicht.

Mit einem angstvollen Schrei ließ Sar Nindik aus seinen Armen

frei. Ongolek liebte ein letztes Mal Nindik's Stirn, als Deko sie aus Sars Armen hob und rasch aus der *homia* trug. Selan folgte. Die beiden Männer gingen den Abhang hinunter auf den Heluk zu. Nindik saß auf Dekos Schultern. Verwandte drängten sich um sie und streckten die Hand aus, um Nindik zu berühren.

Zum Schluss raste Alisu den beiden Männern nach.

»Alisu! Sag's ihr nicht!«, warnte eine ältere Frau.

Alisu holte sie ein und fasste Nindik am Knöchel. Nindik beugte sich nieder und berührte Alisus Finger.

Nindik wollte schon Alisu fragen, warum jedermann sich so seltsam aufführe, aber Alisu drehte sich um und floh weinend in die Menge zurück, ehe Nindik's Frage an ihre Ohren dringen konnte. Alisu sah Bukni und flüchtete sich in seine Arme, aber er war zu bekümmert, um sie zu trösten.

Oben auf dem großen Stein über dem Dorf stand Yekwara immer noch aufrecht, doch er zitterte so heftig, dass sein Vater ihn in die Arme nahm, damit er nicht hinfiel.

Die Menge war nun nur noch eine kleine schwarze Masse, die hoch oben vom Kamm des Hügels aus das Geschehen beobachtete. Nindik sah, wie tief hinunter Deko sie getragen hatte, und fragte ängstlich: »Meine Väter, wohin bringt ihr mich?«

Deko räusperte sich. »Unten beim Heluk gibt es viele reife Werema-Nüsse. Wir nehmen dich mit, damit du uns einsammeln hilfst.«

An einer Weggabelung wandte sich Selan nach rechts. »Nein, mein Bruder«, warnte Deko, »wir müssen uns von den Gärten fernhalten, obgleich jener Pfad näher ist.« Sie hielten sich links.

Es hatte nun aufgehört zu regnen, und der Nebel war zum größten Teil aus dem Tal mit den drei umgebenden Bergketten aufgestiegen und hatte sich zu einer dunklen Wolkendecke zusammengeslossen, die vom Sonnenuntergang rötlich aufglühte. Sie kamen an einer Gruppe von Werema-Bäumen vorbei, und das wilde Brausen des Heluk traf ihre Ohren.

Nindik erstarrte vor Furcht.

»Hast du den Fluss noch nie so nahe gesehen?«, fragte Deko.

»Nein«, sagte sie.

»Wir werden dir zeigen, wie er aus der Nähe ist.«

»Ich habe Angst.«

Die Luft erzitterte nun vom Donnern des Flusses.

»Meine Väter, sind keine Feinde hier?«, fragte sie und sah ängstlich von einer Seite zur anderen.

»Sie leben hoch über uns auf der anderen Seite«, meinte Selan und versuchte, seine Stimme zu beherrschen.

»Können sie über den Fluss kommen?«

»Nicht hier, kleine Schwester. Er ist zu wild«, sagte Deko. »Sieh, wie wild er ist! Stell dich hier auf diesen hohen Felsen und schau hinaus über das Wasser.«

Sie stellten Nindik vorsichtig an den Punkt der Felsenkante, die über das Flussbett vorsprang. Sie schlang einen Arm um Dekos Bein, um sich über dem ohrenbetäubenden Strom fest zu halten. »Wenn ihr nicht hier bei mir wäret«, bekannte sie, »dann hätte ich große Angst.« Sie blickte mit bewegten Augen zu ihren gepeinigten Onkeln hinauf. Deko und Selan sahen einander an; Entsetzen durchflutete ihr Herz, als sie merkten, *dass die Zeit gekommen war, es zu tun!* Selan konnte sich kaum mehr beherrschen. Ihn erfüllte das wilde, unvernünftige Verlangen, seine Nichte zu packen und mit ihr in irgendeinen fernen Erdenwinkel zu flüchten, wo niemand von ihrem Verbrechen wusste. Aber natürlich würden die Kannibalen sie beide verzehren. Und selbst wenn sie den Kannibalen entkäme – die *kembu*-Geister selbst würden sie finden und vernichten. Es gab keinen Ausweg.

Selan sah auf den Hang, den sie herabgestiegen waren. Jeder Busch, jeder Stein schien voller Augen, die streng beobachteten, ob er versage. Er blickte wieder verzweifelt auf Deko, der ruhig sagte: »Nimm deinen Willen zusammen, mein Bruder!« Dann flackerten Dekos Augen entschlossen auf, und er zischte: »Jetzt!« Gleichzeitig

beugten sie sich vor und hoben Nindik an Hand- und Fußgelenken hoch. Sie hörten, wie sie die Luft einsog, als sie sie zurückschwenkten. Als die Bewegung nach vorwärts einsetzte, schrie sie: »O meine Väter!«

Sie schleuderten sie mit aller Kraft, deren ihre zitternden Glieder mächtig waren. Sie drehte sich um sich selbst, eine winzige Gestalt mit ausgebreiteten Armen, und verschwand mit einem leichten, kaum wahrnehmbaren Klatschen in den wirbelnden Stromschnellen.

Der Himmel war eingestürzt.

Auf einer hohen Felsenschroffe wandte sich Selambo um und teilte der Menge mit, dass die entsetzliche Tat vollbracht war. Er lächelte vor sich hin. Hätte man das Kind geschont, dann wäre *kembus* Segen von allen Tätigkeiten der westlichen Leute einschließlich des geplanten Überfalls auf Kobak abgezogen worden. Und kein Yali-Krieger hätte sein Leben für ein Abenteuer gewagt, das unmöglich den Segen *kembus* haben konnte.

Aber nun stand dem Überfall nichts im Wege!

Auf einer noch höheren Felsschroffe am Rande von Hwim seufzte der einsame Kugwarak. Am nächsten Morgen würde er sich seine Yams-Wurzeln selbst kochen müssen. Das kleine Mädchen, das ihn versorgte, war dahingegangen. Aber vielleicht kehrte Selambo bis zur Mittagszeit mit einer besonderen Delikatesse zurück, um ihn zu trösten.